

Bekenntnisse eines Wischlappens

Buchkritik: Grégoire Bouillier schildert in „Ich über mich“ eine desaströse Kindheit und deren Folgen.

Alle Eltern sind eine Zumutung, schon weil man sie sich nicht ausuchen kann. Die Eltern des kleinen Grégoire muten ihrem Sohn besonders viel zu: ihre Vorstellung von sexueller Freizügigkeit zum Beispiel. Früh und in Anwesenheit anderer Leute belehrt die Mutter den Jungen, dass bei seiner Zeugung neben seinem Vater ein weiterer Mann beteiligt war, er sei das Produkt einer Liebesnacht zu dritt. Als Grégoire elf Jahre alt ist, will ihn die Mutter mit unter die Dusche zerren, als sie und ihr Mann es dort mit einem anderen Pärchen treiben. „Keine faulen Ausreden!“, schreit sie begeistert.

Das sind noch die eher heiteren Episoden einer Lebensgeschichte, die an Gemeinheiten und Schicksalsschlägen reich ist. „Ich über mich“, das Buch des 49-jährigen Autors und Malers Grégoire Bouillier, ist eine Aneinanderreihung von katastrophalen Begebenheiten.

Es geht mit einer Szene los, in der die Mutter ihre beiden Söhne fragt: „Kinder, glaubt ihr, dass ich euch liebe?“ Der siebenjährige Grégoire antwortet ihr: „Vielleicht liebst du uns ein bisschen zu sehr.“ Woraufhin seine Mutter entgeistert guckt und versucht, sich vom Balkon ihrer Wohnung im fünften Stock eines Pariser Wohnhauses zu stürzen, „mein Vater erwischt sie auf dem Balkon, als sie schon mit einem Bein über dem Abgrund hängt“.

Bouilliers Erinnerungsbuch, im Original „Rapport sur moi“, wurde in Frankreich als spektakuläres Debüt gefeiert, als es 2002 erschien. Das Verblüffendste an dieser Bekenntnisschrift ist, dass sie sich meist ungeheuer lustig liest. Das liegt an den vollkommen beiläufigen Sätzen, in denen vom Grauen erzählt wird.

Vom Unfalltod eines Spielkameraden zum Beispiel, der auf seinem Fahrrad durch den Garten fährt und plötzlich in Flammen aufgeht, als sich eine aus dem Küchenfenster gewehrte Gaswolke entzün-

det. Oder vom Selbstmord eines strahlenden, mit seinen Eltern befreundeten Lebenskünstlers, den Grégoire anhimmt – „lange Zeit habe ich mir vorgestellt, er sei mein richtiger Vater. Auch er hat mit meiner Mutter geschlafen“ –, bis der Mann sich eines Tages mit einem Gewehr in den Mund schießt.

„Ich über mich“ ist ein Buch, das so unverschämt und geradeheraus geschrieben ist, wie es deutschsprachigen Schriftstellern wohl nie in den Sinn kommen würde. Es schildert eine aufregende, untergegan-

pause an und schlägt sich allein mit zahlreichen sexuellen Verwirrungen herum.

Wer will, kann „Ich über mich“ als Anklage lesen, in der ähnlich wie in den Romanen Michel Houellebecqs eine egomane Elterngeneration attackiert wird für die gleichgültige, liebelose Verweigerung fast jeglicher Erziehungsmaßnahmen. Aber man kann das Buch auch begreifen als schmerzhaftes Selbsterkundung eines Erzählers, der herausfinden möchte, was ihn zu dem merkwürdigen Kerl werden ließ, der er ist. Grégoires Erinnerungen sind mit den meist desaströsen Liebesepisoden seines Erwachsenenlebens verknüpft, ausgiebig vergleicht er sich mit Odysseus. „Ich lernte zu hassen und dann, mich selbst zu verachten“, heißt es einmal.

Die Hoffnung auf Heilung und Versöhnung ist der blinde Fleck im Zentrum dieses Buchs und zugleich das Geheimnis seines Erfolgs. Die Sehnsucht des Helden richtet sich nach einer Erlösung, die er vermutlich nie erlangen wird – auch wenn er selber schreibend Abstand sucht zu Niederträchtigkeiten, die ihm widerfahren sind.

Einmal tritt ein Retter auf in „Ich über mich“. Es ist ein Psychiater, der sich nach einem wieder mal missglückten Selbstmordversuch um Grégoires Mutter kümmert. Plötzlich fällt sein Blick auf den Sohn der Patientin. „Er hat mich gesehen“, freut sich der Junge, „Er hat verstanden. Er wird es ihnen sagen. Er wird ihnen sagen, dass es nun reicht mit den Scheußlichkeiten. Vielleicht wird er mich sogar mitnehmen, bis die Dinge zu Hause wieder in Ordnung kommen und ich nicht mehr nur der Wischlappen sein werde, den man in einer Ecke liegen lässt.“

Doch der Nervenarzt spricht kein Wort und rührt keinen Finger, um dem kleinen Grégoire zu helfen. Beim Einschlafen stellt der Junge sich lange Zeit vor, wie der Psychiater zu Hause der eigenen Frau von ihm erzählt hat. „Er sagt, dass er gerne etwas für den Kleinen getan hätte. Aber das sei unmöglich gewesen.“ In diesem komischen, traurigen Buch bleibt das Unglück in der Familie. WOLFGANG HÖBEL



Autor Bouillier

gene Welt: eine Kindheit in der Pariser Boheme der sechziger und siebziger Jahre.

In einer Seitenstraße der Champs-Élysées liegt die Wohnung, in der Grégoire aufwächst, seine Eltern haben nie viel Geld und eher trostlose Jobs, aber sie feiern gern. Sie küssen und sie verlassen sich und finden doch wieder zusammen, sie quälen ihre Söhne mit ihrem Selbstmitleid und ihren Neurosen, aber sie gewähren ihnen auch den Raum für Abenteuer, von denen die behüteten Kinder unserer Zeit nicht mal in ihren Nachtmahren träumen.

Wenn Grégoire Hausarrest hat, flüchtet er regelmäßig über den Balkon im fünften Stock hinüber zu einem Fenster des Treppenhauses, „bevor man auf dem Fenstersims landet, muss man sich für einen Sekundenbruchteil ins Nichts fallen lassen“, berichtet er. Er tritt zu brutalen Kämpfen im Hinterhof und in der Schul-